

5 Fragen an...

...den Bonner Rechtswissenschaftler Professor Dr. Wulf-Henning Roth



Foto: privat

Herr Professor Roth, 2008 sind in der EU mehr als 1.300 Verordnungen in Kraft getreten. Warum müssen die Vermarktungsvorschriften für Olivenöl oder die Genauigkeit von Gaszählern überhaupt grenzüberschreitend geregelt werden?

Zunächst einmal: Verordnungen sind etwas anderes als Gesetze. Sie dienen der Europäischen Gemeinschaft vor allem als Steuerungsinstrument, etwa des Agrarsektors. Ein Beispiel ist der Markt für Olivenöl: Wer einmal durch Andalusien gereist ist, wird unschwer eine Olivenschwemme für die nächsten Jahre voraussagen können. Hier besteht Regelungsbedarf, um Anreize richtig zu setzen. Außerdem regeln die Vermarktungsvorschriften beispielsweise, in welche Produktklassen Olivenöl EU-weit einzuteilen ist und nach welchen Kriterien sich diese Einteilung richten muss. Der Verbraucher erhält so die nötigen Informationen für seine Kaufentscheidung.

Eine Harmonisierung der Anforderungen für Gaszähler hat ebenfalls ganz einleuchtende Gründe. Wenn die hiesigen Anforderungen nämlich so hoch sind, dass sie zu einem Einfuhrhemmnis für Gaszähler aus den anderen Mitgliedsstaaten werden, widerspricht dies der Idee des Binnenmarkts und führt im Ergebnis zu weniger Wettbewerb – und damit höheren Preisen – auf dem deutschen Markt. Zum anderen sehen sich die Produzenten von Gaszählern unter Umständen 27 verschiedenen Standards im europäischen Binnen-

markt gegenüber, die sie dazu zwingen, verschiedene Serien zu bauen (was ebenfalls zu höheren Preisen führen würde) oder sogar bestimmte nationale Märkte überhaupt nicht zu beliefern. Werden 27 Normen durch eine einzige ersetzt, wird im Übrigen die Zahl der Rechtsakte drastisch reduziert ...

Die EU hat im vergangenen Sommer selbst vorgeschlagen, zahlreiche Normen für Obst und Gemüse zu streichen, darunter etwa die Regelung zum Krümmungsgrad von Gurken. Die Mehrheit der Mitgliedsstaaten hat das jedoch abgelehnt – weshalb?

Vorgaben für Obst und Gemüse auf europäischer Ebene existieren oftmals als Reaktion auf Regelungen in den Mitgliedstaaten, die sich als Einfuhrhemmnis erwiesen haben. Das könnte auch hinsichtlich des Krümmungsgrades der Gurke so gewesen sein. Widerstand gegen die Abschaffung solcher Regelungen mag vor allem aus bestimmten Kreisen der Agrarlobby kommen, die sich daraus wirtschaftliche Nachteile erwartet. Aber vielleicht war es nur die (nicht so fernliegende) Überlegung, dass sich „gerade“ Gurken besser verpacken lassen als „krumme“, die zur Ablehnung führte. Wirklich notwendig sind diese Regelungen wohl nicht.

Inwieweit prägen nationale Gesetze die nationale Identität?

Das kommt darauf an. Der US-amerikanische Verfassungstext, der in dortigen High Schools als Kurs gelehrt wird, ist ein wichtiger Teil der amerikanischen Ideologie: Die darin verankerten Werte werden zumindest von wesentlichen Teilen der US-amerikanischen Bevölkerung als Teil des American Dream betrachtet und wirken damit als identitätsstiftend.

Von Gesetzen wird man diese identitätsstiftende Wirkung dagegen nicht so leicht erwarten können.

Seit dem 19. Jahrhundert gibt es jedoch die Bestrebung, das für einen bestimmten Lebensbereich geltende Recht in Gesetzbüchern zusammenzufassen. Diese Kodifikationsbewegung ist auch als ein Versuch zu sehen, mit allgemeinen, alle Bürger betreffenden und ihnen Rechte gebenden Gesetzen das Gefühl nationaler Identität zu wecken bzw. zu verstärken. In der gegenwärtigen Diskussion um ein künftiges Zivilgesetzbuch für Europa schwingt dieser Gedanke auch mit.

Welche Regelung aus dem Ausland würden Sie gerne für Deutschland kopieren?

Viele Materien des deutschen Rechts sind reformbedürftig. Vor „Kopien“ ist allerdings zu warnen, weil man es sich hier oft zu einfach machen würde; sie würden die Interdependenz von Regelungen missachten. Man sollte stattdessen ausländische Regelungen auf ihren Gehalt befragen und sich manche Lösungen als Vorbild nehmen. Ein Beispiel könnte etwa das neue österreichische Unternehmensgesetz sein, das – im Gegensatz zum deutschen Handelsgesetzbuch – mit dem verstaubten Kaufmannsbegriff aufgeräumt hat.

Wenn Sie sich ein Gesetz wünschen dürften – welches wäre das?

Eine Kodifikation des Arbeits-(vertrags)rechts.



Foto: Dmtriy, fotolia.com

◀ Professor Wulf-Henning Roth ist geschäftsführender Direktor des Instituts für Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung.

Wissenschaft jenseits des Tellerrandes

Wer Grenzen überwindet, betritt Neuland

Wissenschaftler stoßen bei ihrer Arbeit immer wieder an Grenzen des Wissens und des Machbaren. Aber auch Fächergrenzen spielen im Forschungsalltag eine Rolle – auch wenn es nie populärer war als heute, sie zu durchbrechen. Die Forschungsförderer ermutigen die Wissenschaftler geradezu, sich in neuen Konstellationen zu finden. So ist auch an der Universität Bonn manche Erfolgsgeschichte entstanden, in der Interdisziplinarität und Zusammenarbeit die Hauptrolle spielt.



Foto: Barbara Frommann

▲ Spricht fließend „Chemisch“ und „Biologisch“: Professor Famulok

Seit geraumer Zeit ist der kleine Grenzverkehr zwischen den traditionellen Fachdisziplinen deutlich angewachsen. Ohne ihre fachliche Heimat aufzugeben, erforschen immer mehr Wissenschaftler gemeinsam mit ihren Kollegen, was im Niemandsland zwischen den Disziplinen der Entdeckung harzt.

Ermuntert werden sie dazu von ganz oben: Der frühere Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), Professor Dr. Ernst-Ludwig Winnacker, sagte etwa 2004 anlässlich der Jahresversammlung der DFG in der Aula der Bonner Uni: „Viele Bereiche moderner Forschung in fast allen Wissenschaftsbereichen sind durch eine neue Art der Interdisziplinarität gekennzeichnet.“ Er räumte auch ein, dass sich die Universitäten mit der neuen Form der Zusammenarbeit schwer täten. Die „Verbindung zwischen disziplinärer Vielfalt und der gebotenen Transdisziplinarität der Forschung ist nicht leicht zu organisieren.“ Es lohne sich aber, in neue Strukturen der Zusammenarbeit zu investieren. Bis heute hallen diese Worte Winnackers an der Bonner Universität wider.

Wie solche Strukturen aussehen können, kann man am Campus Poppelsdorf als Stein gewordene Interdisziplinarität bewundern. Hier strebt der Neubau des ersten Bauabschnitts des LIMES-Biozentrums, eine 30 Millionen Euro-Investition, seiner Vollerfüllung entgegen. LIMES, das steht für „Life and Medical Sciences“ und damit für ein innovatives Forschungsgebiet an der Schnittstelle von Biologie, Chemie und Medizin. In das markante Gebäude mit seinen bunten Fassadenelementen wird voraussichtlich im Herbst das Institut für Molekulare Biomedizin einziehen. Der Neubau steht für den kometenhaften Aufstieg einer interdisziplinären Initiative, die vor 10 Jahren bei einem Glas Sekt ihren Anfang nahm. Beim Rektorempfang für neu berufene Professoren kamen der Biologie Professor Dr. Michael Hoch und der Chemiker Professor Dr. Michael Famulok erstmals miteinander ins Gespräch. „Wir waren uns gleich sympathisch und beschlossen, gemeinsame Projekte an den Grenzen unserer Fachgebiete anzugehen.“ Sie entwickelten das LIMES-Konzept, das die Etablierung gemeinsamer Drittmittel-Initiativen und innovativer Ausbildungsprogramme in den Lebenswissenschaften zum Ziel hatte, und bald darauf schlossen sich Fachkollegen dem Duo an. Die gemeinsam erzielten Ergebnisse waren für medizinische Fragestellungen so relevant, dass bald auch Mediziner ins Boot geholt wurden. 2001 bewilligte die DFG die Forschergruppe 425, kurz darauf das Graduiertenkolleg 804 und dann in den Folgejahren die beiden Sonderforschungsbereiche 645 und 704, die mit Hilfe neu berufener LIMES-Wissenschaftler wie dem Immunologen Professor Dr. Waldemar Kolanus ins Leben gerufen wurden.

Parallel konzipierten die LIMES-Wissenschaftler zusammen mit der

Medizinischen Fakultät den Exzellenzstudiengang Molekulare Biomedizin, der 2003 die ersten Studierenden aufnahm. Das Interesse an dem neuen Angebot war riesengroß: Um die gerade einmal 30 Studienplätze bemühten sich fast 900 Bewerber, die in einem mehrstufigen Auswahlverfahren mit persönlichen Gesprächen handverlesen wurden. Im Zuge des Bologna-Prozesses sind aus dem ursprünglichen Diplom-Studiengang inzwischen ein Bachelor-Studiengang und ein Master-/Promotionsprogramm hervorgegangen.

2006 hatte LIMES die kritische Masse erreicht, um auch strukturell sichtbar zu werden: „Mit vier Professuren, einem Institut und einem Studiengang haben wir innerhalb der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät die neue Fachgruppe Molekulare Biomedizin gegründet“, erzählt Professor Hoch. Nur eine weitere Etappe, wie sich zeigte. Es folgte der Aufbau einer Graduiertenschule und eines vom Land NRW geförderten Doktorandenprogramms. Inzwischen gehören 10 Professoren mit rund 150 Mitarbeitern zu LIMES, darunter über 100 aus Drittmitteln finanzierte Kräfte. Mit dem Neubau sollen sie alle an der Carl-Troll-Straße ein gemeinsames Dach über dem Kopf erhalten. Findet die Entwicklung damit ein Ende? „Nein, dann geht es erst richtig los“, lacht Professor Hoch. Die nächsten Ziele haben seine Mitstreiter und er längst ins Auge gefasst. So bietet der Neubau Gelegenheit zu neuen Grenzüberschreitungen: „Wir wollen unsere Kooperationen mit Harvard und asiatischen Top-Universitäten weiter vertiefen und auch stärker mit der Wirtschaft zusammenarbeiten.“

Den einen zu chemisch, den anderen zu biologisch

Der DFG-Vertrauensdozent der Universität, Professor Dr. Michael Famulok, hat Chemie studiert und ist als „Postdoc“ in die Molekularbiologie gewechselt. „Ansonsten wäre es mir viel schwerer gefallen, in die Lebenswissenschaften einzudringen.“ Kurze Zweifel kamen ihm einmal, als er sich um seine erste Professur bewarb. „Als

biologischer Chemiker läuft man Gefahr, den einen zu ‚biologisch‘ und den anderen zu ‚chemisch‘ zu sein.“ Heute mache das gerade den Vorteil aus, der Michael Famulok zu einem erfolgreichen Grenzgänger macht. Er spricht fließend „Chemisch“ und „Biologisch“, nur mit dem Medizinerjargon tut er sich noch schwer. „Die benutzen oft sehr spezielle Vokabeln, aber ich kann immerhin sehr gut nachvollziehen, worum es geht“, schmunzelt er. Gerade die Lebenswissenschaften seien besonders offen für eine Befruchtung aus anderen Fachdisziplinen. „Extrem wichtige Beiträge kommen von Physikern und Chemikern“, sagt der Leibnizpreisträger. „Die Bereitschaft ist groß, über den Tellerrand hinaus zu schauen. Denn keiner von uns kann alle Bereiche beherrschen, die für die aktuelle Forschung relevant sind.“ Grenzüberschreitung als Selbstzweck sei damit jedoch nicht gemeint. Wer erfolgreich sein wolle, müsse aus der Zusammenarbeit einen Mehrwert schöpfen. Denn auch, wenn Interdisziplinarität en vogue ist, wird längst nicht jeder fachüberschreitende Antrag gefördert. „Das hängt vor allem von den Antragstellern ab“, weiß der Vertrauensdozent. „Letztlich ist entscheidend, ob die Gutachter ihnen zutrauen, ein solches Projekt zum Erfolg zu führen.“

Dass interdisziplinäre Forschung heute viel präsenter ist als noch vor einigen Jahren, sei auch ein Ergebnis der Exzellenzinitiative. Fachübergreifende Forschung lasse sich allerdings nicht „von oben“ verordnen. „Bottom up“-Ansätze aus der Mitte der Wissenschaftler seien viel aussichtsreicher. Der Dialog über die Fächergrenzen fördere nicht nur neue Lösungen für alte Probleme zu Tage, er eröffne auch gute Publikationschancen. Denn neue Fächerkombinationen können erstaunliche Erkenntnisse hervorbringen. „Es gibt keinerlei Denkverbote!“ sagt Famulok. Aktuelle Beispiele seien die Kooperationen von Neurowissenschaftlern mit Ökonomen, Theologen und Medienforschern, „Spannend stelle ich mir aber auch die Kombination aus Quantenphysik und zellulären Mechanismen vor – da gäbe es sicherlich viel zu entdecken, wenn man erst die Methoden dafür hätte. Die kann aber kein Fach allein entwickeln.“

Sind Geisteswissenschaftler typische Einzelkämpfer?

Geisteswissenschaftler galten lange als typische Einzelkämpfer, die im stillen Kämmerlein Aufsatz an Aufsatz und Monographie an Monographie reihen. Diese Grundhaltung hat dazu geführt, dass in Bonn die geisteswissenschaftliche Verbundforschung zu kurz kam. Von den 11 derzeitigen Sonderforschungsbereichen der Universität ist nur einer den „Textwissenschaften“ zuzurechnen. „Es stimmt schon: Die klassische Einzelforschung war immer das Aushängerschild, ja die ‚Essenz‘ der Geisteswissenschaften“, räumt Asienwissenschaftler Professor Dr. Stephan Conermann ein. „Auf die exzellenten Einzelleistungen unserer Kollegen wollen wir auch in Zukunft nicht verzichten, aber auch für die Philosophische Fakultät wird die koordinierte Forschung immer wichtiger, wenn nicht gar überlebenswichtig.“ Conermann wurde kürzlich zum ersten Prodekan für Forschung und Internationales in der fast 200-jährigen Geschichte der Fakultät berufen.

Der Islamwissenschaftler kennt den Nutzen einer intensiveren Zusammenarbeit aus eigener Anschauung. Neun kleine Seminare haben sich im Zuge der Neustrukturierung der Fakultät zum Institut für Orient- und Asienwissenschaften (IOA) zusammengeschlossen. „Die beteiligten Fächer verstehen sich als Bestandteil eines übergeordneten Institutes und arbeiten intensiv zusammen. Dabei entstehen neue, gemeinsame Themen, auf denen dann größere Anträge aufgebaut werden können“, erzählt Conermann. So sind die ehemals „Kleinen Fächer“ in kurzer Zeit zu einem selbstbewussten Fach „Asienwissenschaften“ zusammengewachsen – auf Augenhöhe mit den anderen großen Disziplinen der Fakultät.

Quer zu den Instituten sind die Zentren der Fakultät organisiert, die unterschiedlichste Forscherperspektiven unter einem gemeinsamen Nenner vereinen. Die neuen Strukturen eröffnen viele neue Formen der Zusammenarbeit. Mit dem neuen Prodekanat gebe es nun erstmals auch einen zentralen institutionellen Ansprechpartner, der hilft, Barrieren einzureißen und Kommunikationsprobleme zu überwinden. „Als Prodekan bin ich Ermutiger und Vermittler zugleich“, sagt Conermann.

Er hilft seinen Kollegen auch, zukünftige Forschungspartner außerhalb der eigenen Fakultät zu finden. „Es gibt bereits einige konkrete Ansätze für eine Zusammenarbeit mit den Naturwissenschaften und der Medizin, etwa auf dem Gebiet der Bioethik, aber auch zu anderen Textwissenschaften, vor allem den Theologien und den Rechtswissenschaften.“

Einen ersten Erfolg seiner Fakultät kann Conermann auch schon vorweisen: Kürzlich gelang die Einwerbung eines koordinierten Projekts im Bereich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Ein wichtiges Signal auf dem Weg zum nächsten großen Ziel – die Neuauflage der Exzellenzinitiative im Jahr 2010. Professor Conermann sagt: „Eine unserer Hauptaufgaben ist es, einen Projektantrag unter eigener Federführung zu erarbeiten.“ Als Basis für einen aussichtsreichen Antrag im Rahmen der Exzellenzinitiative müsste die Fakultät bereits im Vorfeld die Förderung von drei bis vier koordinierten Projekten erreichen. Bis dahin liegt noch viel Motivations- und Vermittlungsarbeit vor dem neuen Prodekan.

ARC/FORSCH

► weitere Infos unter:
www.limes-bonn.de



Foto: Barbara Frommann

▲ Der „Forschungskordinator“ der Philosophischen Fakultät Prof. Dr. Stephan Conermann.

▼ Prof. Dr. Michael Hoch ist einer der Initiatoren des interdisziplinären LIMES-Zentrums.



Foto: Dominik Fritz / Universität Bonn

Grenzfragen

Herr Nilles, hat das Universum Grenzen – und was liegt dahinter?

„Das Universum hat zumindest einen Horizont, hinter den wir zur Zeit nicht blicken können. Das hängt damit zusammen, dass Informationen maximal mit Lichtgeschwindigkeit übermittelt werden. Wenn also das Universum 13,7 Milliarden Jahre alt ist, können wir nur etwas über Dinge erfahren, die maximal 13,7 Milliarden Lichtjahre von uns entfernt sind. Dort liegt unser Horizont. Doch ist dahinter noch etwas? Wahrscheinlich schon: Nach einer – inzwischen blendend bestätigten – Theorie war unser Universum in einer frühen Phase ‚inflationär‘. Das bedeutet, dass es eine Zeit gab, zu der es sich exponentiell ausgedehnt hat. Während dieser



Foto: Thilo Mechau

Phase hat ein Teil der ‚Materie‘ im Universum gewissermaßen den Informationshorizont überholt. Werden wir über diesen Teil des Universums jemals etwas erfahren und unseren Horizont erweitern können...?“

Professor Dr. Hans-Peter Nilles ist Direktor des Bethe-Zentrums für Theoretische Physik (bctp) der Universität Bonn. Sein Arbeitsgebiet ist die theoretische Hochenergiephysik. Er sucht unter anderem Antworten auf die Frage, wie das Universum einst enden wird.

Frau Orthmann, beeinflussen die Sterne unser Schicksal?



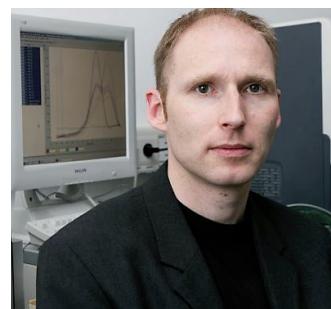
„Erstaunlicherweise scheinen das zumindest viele Menschen zu glauben. Noch heute geben viele Inder in Heiratsannoncen ihre Horoskopkonstellation mit an. Und in Zürich glauben angeblich 20 Prozent aller Menschen an Astrologie. Warum? Wahrscheinlich, weil Prognosen Orientierung geben – egal, ob es sich dabei um die Prophezeiungen eines indischen Sterndeuters oder die eines deutschen Wirtschaftsweisen handelt.

Mich selbst interessiert allerdings eher die historische Bedeutung der Astrologie, und das vor allem im Iran sowie im Indien der Mogul-Zeit, insbesondere des 16. und 17. Jahrhunderts. Damals ging man unter anderem zum Astrologen, um etwas über abwesende Personen zu erfahren: Wie geht es meinem verreisten Mann? Unser Sohn ist momentan im Krieg – ist er noch gesund? Also Fragen, für die wir heute einfach zum Telefonhörer greifen. Außerdem diente Astrologie der Entscheidungsfindung – etwa, um einen guten Tag für eine Schlacht zu wählen. So konnte man als Herrscher auch ganz einfach Verantwortung abgeben: Wenn die Schlacht verloren wurde, hatten halt die Sterne schlecht gestanden, oder der Astrologe hatte schlecht beraten.“

Die Islamwissenschaftlerin Professor Dr. Eva Orthmann erforscht unter anderem die Geschichte der Astrologie im Iran und in Indien.

Herr Reuter, sind wir Sklave unserer Gene?

„Erblichkeitsschätzungen für Persönlichkeitseigenschaften haben gezeigt, dass ca. 50% der Variationen in Temperaments- und Charaktereigenschaften genetisch und die restlichen 50% durch Umweltfaktoren bedingt sind. Daher verdammen uns Gene nicht komplett zu dem, was wir sind, sondern geben nur den Rahmen vor, in dem wir uns entfalten können. Bezüglich Intelligenz sind die Erblichkeitsschätzungen sogar noch höher (bis zu 70%). Entscheidend ist aber, dass Erb- und Umweltfaktoren miteinander interagieren können. Ein Kind beispielsweise, das ein genetisches Potential hat, einen IQ von 140 zu erreichen, kann trotzdem minderbegabt sein, wenn die Ernährung nicht genügend Proteine enthält oder das Kind in einer reizarmen Umgebung aufwächst. In der Bevölkerung herrscht der Glaube vor, dass die Gene uns von der Geburt an zu einem bestimmten Schicksal determinieren. Es ist aber so, dass unsere Gene Zeit unseres Lebens permanent abgelesen werden, um bestimmte lebensnotwendige Genprodukte, wie etwa Rezeptoren, Enzyme und Botenstoffe herzustellen. Das Startsignal für diese körpereigene Produktion wird hierbei oft von Umweltfaktoren gegeben.“



Professor Dr. Martin Reuter leitet die Abteilung für Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung an der Uni Bonn. Er beschäftigt sich unter anderem mit dem Einfluss des Erbguts auf die Persönlichkeit.



Herr Horn, verfügen wir über einen freien Willen?

„Im Unterschied zur Handlungsfreiheit meint man mit Willensfreiheit eher eine innere als eine äußere Autonomie: So könnte ein Drogenabhängiger faktisch unfähig sein, auf einen regelmäßigen Drogenkonsum zu verzichten, und dennoch wollen, er wäre von der Droge unabhängig. Allerdings ist Willensfreiheit auch die Voraussetzung für jede einzelne unabhängige Handlung.“

Das zentrale philosophische Problem für Willensfreiheit ist: Besteht eine vollständige kausale Determination aller Naturvorgänge, welcher (möglicherweise unbewusst) auch der Wille der Person unterliegt? Ist Willensfreiheit also eine bloße Illusion? Ein interessantes Gegenargument ist schon 1921 von Heinrich Rickert in seinem System der Philosophie entwickelt worden. Nach Rickert gerät der Determinist in einen unüberwindlichen Widerspruch, da er annehmen muss, dass er seinen philosophischen Standpunkt, eben den Determinismus, letztlich aufgrund kausaler Determination und nicht auf der Basis frei abgewogener Sachgesichtspunkte vertritt. Ist dies soweit richtig, dann könnte der Determinist nach Rickert nicht gleichzeitig behaupten, sein Standpunkt sei dem des Indeterministen der Sache nach überlegen. Vielmehr dürften für ihn dann Sachgesichtspunkte keine entscheidende Rolle spielen. Der Determinist müsste ja sowohl sich selbst als auch den Indeterministen für vorbestimmt halten, den jeweiligen Standpunkt einzunehmen (oder auch von einer Position zur anderen überzugehen). In der Konsequenz wäre nun jede Sach- und Wahrheitsorientierung unmöglich. Um diesen Widerspruch zu vermeiden, müssen wir uns, so Rickert, in unserer Urteilsbildung für frei halten.“

Dr. Christoph Horn ist Professor für Praktische Philosophie und Philosophie der Antike an der Universität Bonn.

Herr Meyer-Blanck, haben Sie schon einmal an Gott gezweifelt?

„Gott gehört zu den Gewissheiten des Lebens, auf die es ankommt, auf die der Mensch aber keinen Zugriff hat – wie auf die Liebe und das Glück. Nach dem christlichen Glauben ist Gott das Woher von dem, was lebensentscheidend und beglückend ist. Da nun Gott jenseits der menschlichen Handlungsgrenze liegt, gehört der Zweifel zum Glauben, und so zweifle ich selbst auch. Das kann in zwei verschiedenen Formen geschehen: Man kann an Gottes Handeln und Sein überhaupt zweifeln oder an Gottes Handeln und Sein für uns.“

Herr Hoppe, was ist Bewusstsein?

„Obwohl wir selbst nur ein winziger Teil der Wirklichkeit sind, erschließt sie sich uns in persönlicher Erfahrung und wissenschaftlicher Erkenntnis. Erfahrung und Wissen gründen jedoch immer im bewussten Erleben. Und dieses findet stets in der Gegenwart statt: Hören, Sehen, Fühlen, Denken kann man immer nur jetzt, nicht morgen oder gestern. Aus naturwissenschaftlicher Sicht ist das Jetzt jedoch bloß ein ausdehnungsloses Umschlagen des Noch-nicht der Zukunft in das Nicht-mehr der Vergangenheit. Wann aber existiert dann überhaupt die physische Welt? Und wie ließen sich Veränderungen feststellen (z.B. Bewegungen), wenn das Frühere immer gleich ganz und gar vergangen wäre? Die bewusste Gegenwart ist mehr als das Jetzt der Physik: Weil in ihr das Vergangene als Vergangenes gegenwärtig bleibt, ist sie die Bedingung der Möglichkeit von Zeit und Welt. Wir sehen die Welt notwendig im Licht dieser Gegenwart, die auch Vergangenes beinhaltet. Bewusstsein ist Offenheit für Wirklichkeit; begrenzt (und manchmal widersprüchlich) sind dagegen die Konzepte, mit denen wir die Wirklichkeit auf den Begriff bringen wollen.“

Der Epileptologe Dr. Christian Hoppe schreibt im Netz unter anderem über den Zusammenhang von „Hirnforschung“ und „Theologie“ – siehe auch www.brainlogs.de/blogs/blog/wirklichkeit

Der Zweifel an Gott überhaupt findet seinen Widerspruch im Leben selbst. Denn das Leben ist mehr als Essen und Trinken, Messen und Beweisen (Matthäus 5,25ff.; Lukas 12,16-21). Der Zweifel an Gottes Sein für uns findet seinen Widerspruch durch Weihnachten, Karfreitag und Ostern. Dort findet der Abgrund hinter der Grenze eine Grenze. Doch auch diese gibt es nicht ohne Zweifel.“

Professor Dr. Michael Meyer-Blanck ist evangelischer Theologe. Er leitet in Bonn die Abteilung für Religionspädagogik.



Fotos: privat





Wellness statt Weihrauch?

Sakralbauten erinnern Menschen an ihre Grenzen

▲ Früher Kapelle, jetzt Kunstgalerie: Bei der Umnutzung von Sakralbauten sollte man Fingerspitzengefühl walten lassen.

Den großen Religionen laufen die Anhänger weg; in den Gottesdiensten herrscht immer häufiger gähnende Leere. Das Bistum Essen hat vor einigen Jahren beschlossen, fast 100 seiner rund 350 Kirchen aufzugeben. Doch was soll man mit den ehemaligen Gotteshäusern machen? Ist wirklich nichts dabei, wenn – wie unlängst in Hennef geplant – Klöster zu Wellness-Tempeln umgewidmet werden? Der Bonner Liturgiewissenschaftler Professor Dr. Albert Gerhards wirbt dafür, sakrale Räume gezielt als solche zu erhalten. Jede Gesellschaft brauche derartige „Orte des Unverfügbaren“. Sie erinnerten daran, dass es neben materiellen Werten, Ruhm und Macht noch eine andere Dimension gebe, die zur menschlichen Existenz untrennbar dazu gehöre.

Im Sommer 2005, fast auf den Tag genau 40 Jahre nach ihrer Weihe, wurde in Berlin-Gatow die Kirche St. Raphael abgerissen. Der Architekt Rudolf Schwarz hatte das schlichte Gebäude unter anderem als Gedenkstätte für Opfer des Nationalsozialismus entworfen. Nun steht dort ein Supermarkt mit 820 Quadratmetern Verkaufsfläche und 45 Pkw-Stellplätzen.

Ein derart eklatanter Mangel an Fingerspitzengefühl wie im Falle St. Raphaels ist sicher ein Einzelfall. Die Frage, was man mit aufgegebenen Kirchen machen soll, stellt sich jedoch immer häufiger. Denn viele Gotteshäuser in Deutschland werden kaum noch frequentiert: Besuchten 1965 noch 11,7 Millionen Katholiken

regelmäßig den Gottesdienst, waren es 2007 nur noch 3,5 Millionen. Gleichzeitig sprudeln die Kirchensteuer-Einnahmen längst nicht mehr so üppig wie früher. Viele Bistümer können sich daher den Unterhalt ihrer Kirchen nicht mehr leisten. „Der Gedanke liegt nahe, die Sakralbauten einem anderen Nutzen zuzuführen“, erklärt Professor Dr. Albert Gerhards.

Der Bonner Liturgiewissenschaftler sieht diese Entwicklung mit Sorge. „Jede Gesellschaft braucht Orte des Unverfügbaren, die sich nicht dem Kommerz oder einer simplen Kosten-Nutzen-Logik unterwerfen“, erklärt er. „Sakralbauten – nicht nur Kirchen, auch Tempel oder Moscheen – sind Orte, die den Menschen

an seine Grenzen erinnern: Wir alle tragen Verantwortung für diese Welt.“ Religion sei auch heute noch für viele Menschen wichtig. „Es gibt eine Dimension unseres Seins, die mit Kategorien wie Geld oder Macht nicht viel zu tun hat. Kirchen bieten die Chance, Menschen an diese Dimension zu erinnern.“

Diesen Gedanken müsse man auch bei der Umnutzung von Sakralbauten im Auge behalten. Als gelungenes Beispiel nennt Gerhards die Citykirche Aachen, ein überkonfessionelles Projekt der katholischen und evangelischen Kirche. Jeden Samstag lädt man dort in der Nikolauskirche im Herzen der Stadt zum Tee – ein Angebot an alle Passanten, abseits des Einkaufstrubels für ein paar Minuten zur Ruhe zu kommen. Einen ähnlichen Weg geht in Bonn der evangelische Pavillon in der Budapester Straße. „Man muss kein Christ sein, um dieses Angebot wahrzunehmen“, erklärt Gerhards. „Es geht den Organisatoren dabei auch nicht in erster Linie darum, neue Gläubige zu gewinnen. Es ist einfach eine Einladung, ins Gespräch zu kommen.“ Kirchenbauten seien als derartige Orte der Begegnung auch deshalb prädestiniert,

weil sie in der Regel im Stadtzentrum lägen und so für die Menschen leicht erreichbar seien.

Ganz-oder-gar-nicht-Mentalität

Ein Problem der Kirche sei lange Zeit die mangelnde Offenheit gewesen, die „Ganz-oder-gar-nicht-Mentalität“: „Noch heute gibt es Pfarrer, die sich bitter darüber beschwerten, wenn die Gottesdienstbesucher hinten stehen bleiben. Ich entgegne dann: Warum nicht, wenn das ihr Ort ist? Das Motto der frühen Christen war immer ‚kommt vorbei und seht euch an, was wir machen‘. Zu dieser einladenden Haltung müssen wir zurückfinden.“ Wenn sich eine Religion nicht gastfreundlich präsentiere, vertue sie eine Chance und schüre im schlimmsten Fall sogar Angst.

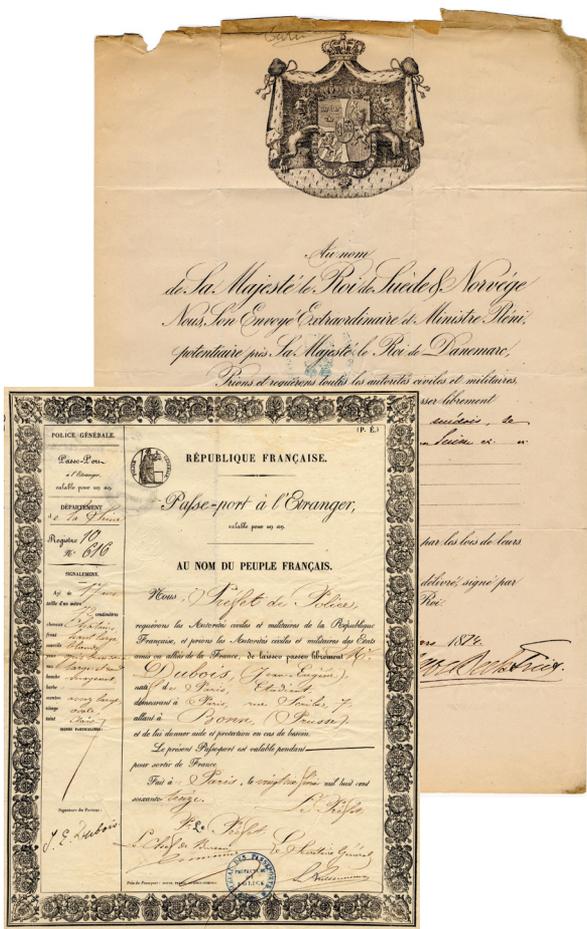
Diese Erfahrung mache beispielsweise momentan der Islam. Den Bau neuer Moscheen sieht Gerhards ausdrücklich als Chance, den Islam in Deutschland aus dem Verborgenen zu holen und – beispielsweise durch öffentliche Gottesdienste in deutscher Sprache – Berührungspunkte abzubauen. „Grundsätzlich verbinden Muslime und Christen viele gemeinsame Ziele“, betont Gerhards. „Ähnlich wie Kirchengebäude machen Moscheen den Menschen ihre Verantwortung gegenüber der Schöpfung bewusst.“

Die Bedeutung von Sakralbauten bildet einen Forschungsschwerpunkt innerhalb des Zentrums für Religion und Gesellschaft (ZERG) an der Uni Bonn. Im September hat Gerhards zu diesem Thema eine so genannte EUROPAEVM Summer School organisiert. Das EUROPAEVM ist ein Verbund von zehn europäischen Universitäten, die sich besser vernetzen wollen – unter anderem durch regelmäßige Austauschprogramme.

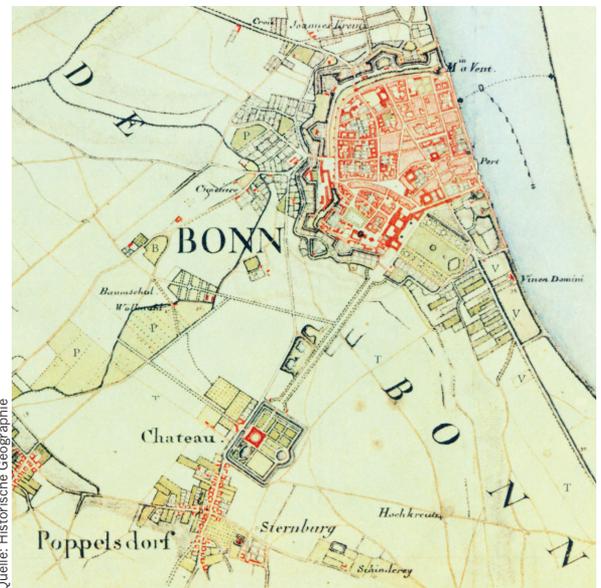
„Sakrale Gebäude und heilige Orte sind ein Angebot der Religionen an eine multikulturelle Gesellschaft, die von der Übermacht rein kommerziellen Denkens bedroht ist“, resümiert Gerhards. „Das ‚Sakrale‘, wie immer man es inhaltlich füllen mag, tut dem Menschen gut und gehört zu einer intakten Welt hinzu.“



Grenzüberschreitungen



◀ ▶ Schon bald nach ihrer Gründung kamen Studenten aus dem Ausland an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Einige Ausweise gehören noch zum Bestand des Universitätsarchivs. Mangels Fotos enthielten sie eine Personenbeschreibung – wie der amerikanische „Passport“ von 1872 oben, der sich aus einem dem heutigen Reisepass entsprechenden Format auf A3-Format ausklappen ließ. Links ein französischer Pass von 1872 und ein norwegischer von 1874.



Quelle: Historische Geographie

▶ In engen Grenzen und fast vollständig von einer Stadtmauer umgeben zeigte sich Bonn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als die Universität gegründet wurde, lag zwischen der Stadt mit dem Schloss am Hofgarten und dem „Chateau“ Poppelsdorf nur freies Feld.